

Professorin Susanne Kord

Für Germanistik besser in die USA?

Jährlich verlassen 5000 akademisch Ausgebildete die Bundesrepublik mit dem Ziel USA, weil sie an dortigen Unis bessere Chancen haben. Viele bleiben für immer. Ein Portrait.

Der Herbsthimmel über Washington leuchtet blau. Auf dem Vorplatz der Washingtoner *Constitution Hall* versammeln sich festlich gekleidete Repräsentanten der Stadt und der Wissenschaften. Die Amtseinführung des neuen Präsidenten der Georgetown-University ist ein gesellschaftliches Großereignis, und Susanne Kord ist wohl die einzige, die den feierlichen Akt mit Turnschuhen unter dem Talar begeht.

Mit 42 Jahren ist sie so alt wie ein Professor hierzulande im Durchschnitt bei seiner Erstberufung. Susanne Kord ist seit elf Jahren ordentliche Professorin für Germanistik und vergleichende Literaturwissenschaften und mittlerweile Inhaberin eines Top-Lehrstuhls als Auszeichnung für besondere wissenschaftliche Leistungen. Damit hat sie den Gipfel akademischer Würden in den USA erreicht und ist nicht weiter beförderbar. „Wäre ich in Deutschland geblieben, würde ich heute vermutlich Taxi fahren“, meint Kord.

Sie verließ Marburg nach dem Magister und promovierte in den USA. Mit einer langen Reihe von Veröffentlichungen und Büchern vorwiegend zum Thema weiblicher Autorschaft schrieb sie sich schnell in den vordersten Rang der aktuellen *Gender Studies* und Literaturforschung. Für ihre Arbeiten erhielt sie mehrere internationale Preise in einem Alter, in dem deutsche Professoren in spe jahrelang ausschließlich an ihrer Habilitation feilen.

Warum Ausland? Warum Amerika?

„Mein Germanistikstudium in Marburg verlief desolat: überfüllte Hörsäle, überlaufene Seminare, die kaum auf ein Kurrikulum hin konzipiert waren, keine Beziehung zum Lehrpersonal. Die Berufsaussichten für meinen Jahrgang waren gleich Null. Während eines Austauschstudiums in den Vereinigten Staaten erlebte ich das Gegenteil. Also beschloss ich auszuwandern.“

Mittlerweile hat sie selbst Erfahrung damit, ihre Studenten für ein Auslandsjahr nach Deutschland zu vermitteln und hört auch von ihnen nicht viel Gutes. Manche verweigern sich bereits im Vorfeld völlig, nur um nicht der von Kommilitonen berichteten Anonymität und Massenabfertigung an deutschen Fakultäten ausgesetzt zu sein: Sie wollen vorschriftswidrig nicht ins Land von Goethe und Schiller, sondern lieber nach Mexiko oder in die Türkei. „Unsere Studierenden profitieren von ihrem Deutschlandjahr linguistisch, kulturell und persönlich, aber in der Regel eben nicht akademisch. In einem Seminar mit 12 Studenten lernt man einfach mehr als in einem Seminar mit 120 Studenten.“

Enger Kontakt mit den Studierenden

Susanne Kords Büro liegt am Ende eines Ganges und ist gefüllt mit Bücherstapeln, altertümlichen und modischen Requisiten. Die Professorin hält Teile ihres Unterrichts in Form von Theateraufführungen und Sprachkursen, in denen es gern auch dramatisch zugehen darf. Die Tür zum Büro steht meistens offen. Außer den Studierenden, die eine der täglichen Verabredungen haben, kommen viele unangemeldet und nehmen zum Gespräch in einem der gemütlichen Polstersessel Platz. Der persönliche Kontakt ist selbstverständlicher Teil der Leistung, die Universitäten ihren Studierenden in den USA bieten. Susanne Kord wertet jedes abgebrochene Studium, jedes nicht bestandene Examen als persönlichen Fehlschlag und investiert entsprechend viel Zeit in den Erfolg ihrer Studenten: innerhalb des Semesters 50 bis 60 Wochenstunden für Lehre, persönliche Beratung und Gremien. An Forschung ist außerhalb der Ferien deshalb nur nachts und an Wochenenden zu denken. „Als Professorin werde ich in jedem Semester schriftlich von meinen Studenten bewertet. Vom Ergebnis hängt mein Status ab. Dass man, wie Professoren in Deutschland, ein Leben lang unhinterfragt auf dem Lehrstuhl sitzen kann, ist an einer amerikanischen Uni undenkbar.“

Stein des Anstoßes: die Habilitation

„Die Habilitation ist ja jetzt in Deutschland groß im Gespräch, und das zu Recht“, sagt Susanne Kord. „Ich fand sie schon immer ein Rätsel. Wozu braucht man sie? Hier in den USA, wo die Promotion die alleinige formale

Voraussetzung für eine Lehrtätigkeit ist, ist man gezwungen, sofort nach der Berufung durch permanente Veröffentlichungen seinen Standard halten und dadurch im Dialog mit Studenten und Professoren anderer Fakultäten zu bleiben, auch Wissenschaftlern anderer Universitäten, was viel fruchtbarer ist.“ Skandalös findet sie, dass wegen ihrer geschlechtsspezifischen Lebensplanung und der Abhängigkeit von einem meist männlichen Professor der Habilitations-Marathon Frauen immer noch viel zu selten gelingt. Der Anteil weiblicher Professorinnen in der Bundesrepublik liegt heute bei etwa 10 Prozent, in den USA sind es 30,7 % Prozent.

Georgetown ist eine der amerikanischen Prestige-Universitäten und wählt, wie jede Universität in den USA, ihre Studierenden selbst aus. Pro Jahr werden ca. 5200 Studenten neu aufgenommen, das ist jeder vierte Bewerber. Das personalintensive Zulassungsverfahren ist Aufgabe des Lehrkörpers. Jede Bewerbung muss durchgelesen und schriftlich beurteilt werden. Damit wegen der hohen Studiengebühren von 37.000 Dollar pro Jahr nicht nur die Kinder wohlhabender Eltern an der Georgetown University studieren können, gibt es das System der *need-blind-admission*: Die Hochschule verpflichtet sich, allen Bewerbern, die ausschließlich auf Grund ihrer akademischen Befähigung zum Studium zugelassen werden, das Studium zu ermöglichen, auch dann, wenn die Studiengebühr von ihnen selbst nicht erbracht werden kann. Leider gibt es, wie Susanne Kord bedauert, dieses Verfahren nicht an jeder amerikanischen Uni.

Ihr Resümee lautet: „Einerseits finde ich es richtig und gut, dass in Deutschland jeder, der will, studieren kann. Dann aber muss man die Studentenmassen, die man zulässt, auch vernünftig ausbilden. Eine zentrale Forderung zur Verbesserung der Zustände in Deutschland wäre, dass die Verantwortung für den Erfolg des Studiums nicht ausschließlich auf die Studenten abgeschoben, sondern von der Uni und den Lehrenden mitübernommen wird.“

(Copyright: Andrea Leiber, 2001)